HÖRBUCHPRÄSENTATION

Spittal an der Drau

21. März 2015

Platschiken - Platschaken

In Maria-Wörth wird der große Frauentag gefeiert. Schiffe kommen von allen Seiten herangefahren und bringen Andächtige aus nah und fern, die am Umgang teilnehmen wollen. Nur ein armer Halterbub drüben in Pritschitz muss zu Hause bleiben und die Kühe hüten, da er weder Schuhe noch Kleider besitzt, um an dem Feste teilnehmen zu können. Traurig steht er auf der Weide und schaut hinüber nach Maria-Wörth. Er sieht schon die Prozession ziehen und hört das Beten der Menge, das zu ihm her klingt wie „Platschiken-Platschaken". Der Bub fühlt große Sehnsucht, auch hin zur Mutter Gottes zu kommen. Er eilt zum See, faltet in inniger Andacht die Hände und, das Geräusch des herklingenden Gebetes nachahmend, schreitet er aus und geht hin über das Wasser. In Maria-Wörth sehen Pfarrer und Andächtige das Kind über den See herkommen. Sie eilen zum Ufer, da hören sie zu ihrem Erstaunen, wie das Kind in inniger Andacht „Platschiken-Platschaken" vor sich hinsagt. ‚Kind', sagt der Pfarrer, ‚was sagst du da? Das ist ja kein Gebet. So betet man nicht.' Und er lehrt ihn die Worte eines Gebetes. ‚Jetzt, mein Kind, kehre zurück und sprich, was du von mir gelernt.' Folgsam geht der Knabe wieder auf das Wasser und spricht das gelernte Gebet. Bald darauf verschwindet er in den Wellen des Sees.

In dieser kurzen Legende in Georg Grabers „Sagen und Märchen aus Kärnten" prallen Gegensätze aufeinander. Auf der einen Seite rund um die majestätisch über dem Wörthersee liegende Kirche eine feierliche Prozession mit festlich gekleideten Menschen, auf der anderen Seite, drüben am anderen Ufer in Pritschitz, ein ärmlich gekleideter, barfüßiger Halterbub mit seinen Kühen auf der Weide …

Die Menschen auf der einen Seite wähnen sich im Besitz der Wahrheit, wissen Feste zu feiern und diese zu genießen. Ihnen gegenüber ein einfacher Halterbub, der glaubt, nichts aufbieten zu können, um dazugehören zu dürfen.

Herrliche Kleider in festlicher Prozession auf der einen Seite, ein bloßfüßiges Kind auf der anderen Seite. Aber im Herzen dieses Kindes schlummert ein Vermögen, das alle Anwesenden auf der anderen Seite des Sees in helles Erstaunen versetzt…

Aber der Pfarrer in dieser Legende bleibt davon unberührt. Er ist unfähig, über das, was er hier erlebt, zu staunen. Er freut sich nicht am Außergewöhnlichen, er fühlt sich dadurch bedroht, wie Herodes, der sich vor Kleinkindern fürchtet, weil man ihn einflüstert, aus einem dieser Kleinen könnte ihm ein Gegner erwachsen…

Wenn Menschen glauben, Macht über andere Menschen zu haben, geraten sie leicht in Versuchung, die „Rolle eines Besserwissers" einzunehmen und andere Menschen „von oben herab" wie „armselige, bloßfüßige Halterbuben" zu behandeln. Das gibt es überall, auf dem Land wie in der Stadt, in der Familie und im Freundeskreis. Überall dort aber erstickt das Leben und geht unter wie der Bub in den Wellen des Wörthersees.

Aber nichts desto trotz passieren jeden Tag kleine und große Wunder, die uns staunen lassen, weil Ungeahntes, nie für möglich gehaltenes vor unseren Augen geschieht. In diesen außergewöhnlichen Ereignissen artikuliert sich das Leben. Plötzlich schlägt das Herz höher. So richtig verstehen können das nur mehr die Kinder. Sie zeigen den Erwachsenen tagtäglich, dass Erwachsensein allein noch keinen ganzen Menschen ausmacht. Darum wünsche ich mir auch heute noch, dass immer wieder ein Kind über den Wörthersee geht und dafür sorgt, dass die Prozessionen unserer Alltagshektik stehen bleiben und die Verantwortlichen und Bedeutsamen im Land sich nicht zu gut sind, von denen zu lernen, die tatsächlich etwas zu sagen haben!

Wie das Leben so spielt, oder:
Unfallbericht eines Maurers:

„Leben ist das, was passiert, während wir andere Pläne schmieden“
(John Lennon)

Mein Vorarbeiter bat mich,
ein paar überzählige Ziegel vom dritten Stock herunterzubringen.
Ich machte also den Flaschenzug betriebsfertig,
zog einen Korb hoch und band ihn unten fest.
Ich stieg hinauf in den dritten Stock, füllte den Korb mit Ziegeln,
lief wieder nach unten, machte das Seil los und wollte den Korb herunterlassen.

Leider hatte ich das Gewicht der Ziegelsteine falsch eingeschätzt.
Als der Korb sich in Bewegung setzte, riss es mich so rasch vom Boden weg,
dass ich das Seil nicht mehr loslassen konnte. Ich hing mitten in der Luft;
da kam mir von oben der Korb entgegen und versetzte mir
einen heftigen Schlag an der Schulter.

Dann fuhr ich weiter nach oben,
schlug mir den Kopf am Balken an und klemmte mir die Finger im Flaschenzug ein.

Als der Korb unten ankam, zerbrach er, und die Ziegel fielen heraus.
Jetzt war ich schwerer als der Korb, also sauste ich wieder hinunter.

Auf dem Weg nach unten traf mich der heraufsausende Korb und verletzte mich am Schienbein. Als ich wieder am Boden ankam, landete ich auf den Ziegelsteinen und zog mir an den scharfen Kanten mehrere schmerzhafte Schnittverletzungen zu.

In diesem Augenblick hatte ich wohl nicht aufgepasst, denn ich ließ das Seil los. Der Korb kam wieder herunter und versetzte mir noch einen heftigen Schlag auf den Kopf. Dann brachte man mich ins Krankenhaus.

(aus: Dan Millman, Die Goldenen Regeln des friedvollen Kriegers, Ansata Verlag 1994, S. 55)

Dolce vita

Ein Glücksfall, direkt aus Tirol importiert, ein Mädchen mit Herz und üppigem Körper, ein jeder konnte es sehen und viele kamen ins Rößli, um es zu sehen. Vergnügt rieb sich der Wirt die Hände, die Kasse schnurrte und Liesl bediente. Sonnte sie sich ein wenig unter der Türe, die auf die Dorfstraße ging, so pfiffen die ungenierteren Italiener, winkten, wenn sie vorübergingen, ein solches Mädchen gab es sonst nirgends zu sehen, und Liesl lachte und winkte zurück. Manchmal traten die Südländer ein, ciaou bella bellissima, dammi un bacio amore und so, und Liesl lachte und zeigte, wie gut sie die Hüften im Gehen bewegen konnte, die Südländer lachten bewundernd, saßen ein wenig da, tranken ein Bier und trollten sich wieder, um ihre soldi zu sparen. Einheimische waren weniger sparsam und gerne ließ sich Liesl ein Bier bezahlen, zuweilen ein Schnäpschen. Wenn es die Arbeit erlaubte, setzte sie sich ein bisschen zu ihren Gästen, schwatzte mit ihnen, stand bald mit diesem und jenem auf Du, zum neidischen Ärger von andern, mit denen sie aber nicht weniger freundlich umging. Natürlich wusste man alles allein vom Hörensagen, weil alle schwiegen, die etwas zu sagen hatten und nur etwas sagte, der nichts zu verschweigen hatte. Ungewiss blieb, ob es Tatsache war oder nichts als Gerücht, dass Männer oft erst gegen Morgen und

(Seite 18) lange nach Wirtshausschluss aus einer Hintertüre des Rößli nach Haus entwichen. Ungewiss auch, ob es zutraf, dass Ehefrauen, nachts oder schon gegen Morgen, ihre Männer suchend, vor der verschlossenen Rößlitüre gestanden und dort aus einem unzugänglichen Hinterzimmer Gelächter und auch Musik vernommen hatten. War kein Gelächter und keine Musik zu vernehmen, so musste das um so verdächtiger wirken. Über Beschwerden, an den Wirt des Rößli gerichtet, schwieg dieser sich aus, wie überhaupt in der ganzen Affäre die Rolle des Wirts und seiner mageren Frau stets ungeklärt blieb. Schließlich wurde sogar im Gemeinderat das Treiben im Rößli verhandelt, wenn auch nur kurz, da der Wirt sein Lokal noch immer zur polizeilich gebotenen Stunde geschlossen hatte.

Doch nichts konnte verhindern, dass die Phantasie im Dorf sich mächtig erregte, wildes Gerücht ins Kraut schoss, Angst die Ehen bedrohte, Gewitter sich ballten, Neid sich erhob, Misstrauen anstieg. Schwüre wurden getan, doch nicht mehr geglaubt, Tränen vergossen, doch schnöde verlacht, Nächte durchwacht und Tage belauert, doch ohne Ergebnis. Geflüster ging um von Exzessen, Namen wurden genannt, mit Vorsicht, Dementis in Umlauf gesetzt und Details mit Wollust erfunden, geglaubt und weitergesponnen. Männer steckten die Köpfe zusammen, Frauen gerieten abends in Angst, wenn die Männer das Haus verließen, und gaben sich Mühe, das Rößli in schlechten Ruf zu bringen, das kleine Tiroler Luder überall anzuschwärzen, womit sie freilich nicht

(Seite 19) mehr erreichten, als dass das Rößli erst recht florierte, weil auch, wer bisher nicht hinging, sich jetzt, um die Liesl gesehen zu haben, ins Rößli begab, um dort ein Bier zu trinken, oder auch zwei, um eigenäugig prüfen zu können, ob es stimmte, was man von ihrem Ausschnitt erzählte, von ihren Hüften und Haaren und auch von ihren Ringen unter den Augen.

Nach einigen Sommerwochenfand der Spuk ein plötzliches Ende.
Von einem Tag auf den andern war Liesl verschwunden.
An ihrer Stelle bediente im Rößli eine bejahrte Person mit barschen Manieren.
Einige Männer im Dorf, so hieß es, hätten eine Vorladung vor den Amtsarzt erhalten.
Wen es betraf, ob auch der Wirt zu ihnen gehörte, vermochte niemand zu sagen,
weil alle schwiegen, die etwas zu sagen hatten
und nur etwas sagte, wer nichts zu verschweigen hatte.

(Kurt Marti, Dorfgeschichten, Seite 17-19)

johrtog

drei johr is heit her doss da vota is gstorbm
sogt die muatta za di kinda
und gwandnt di buabm für di mess
di sie fürn vota gezohlt

vom wiesnwirt
siehgst heit jung und olt
„gonz vurn in da kirchn di erstn zwoa bänk
wiesnwirtleit die seind heit für enk“

ruft da messna ganz aufgregt
den leitn entgegn
„mei“ denknt die ondarn
„wer kimmt denn do heit zwegn?“

so fongan se olle zan messfeian on
und de kinda dei singan a liad dos ma konn
und di öteren leit dei singan a mit
lei di wiesnwirtleit dei singan nit

„da herr sei mit euch“ hot da pforra hiats gsogt
mei hot sich da sepp mit da ontwort geplogt
„na richtig“ so denkt er „man is do gor niamma heimisch
friah wors unanfach do wors noch lateinisch“

di mess is voabei und da pfoarra werd g’ocht
na richtig so menschlich und schian hot ers gmocht
und dos liad fürn vota wor zan zacha riahn
man müasat fast öfta in die kiarchn geahn

oba so is holt im lebm so is überall
da johrtog fürn vota is lei uamol
„vierzg schilling wor se wert dei mess richtig wohr
vagölts gott herr pfoarra und pfiat gott bis nexts joahr“

am